

Die Neue Welt

Nr. 11

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1899

Dilettanten des Lebens.

Roman von Clara Siebig.

(Fortsetzung.)

X.

Der berühmte Gesangprofessor Dämel lag in seinem Musikzimmer auf dem Ruhebett, dem einzigen Polstermöbel in diesem geheiligten Raum. Er hatte eben Stunde erteilt an ein paar recht talentlose Amerikanerinnen; die eine knautschte zwischen den Zähnen, man hörte überhaupt nichts; die andere riß den Hals auf und blötte falsche Töne in die Welt, daß dem Hörer grauste. „Aber die Kunst geht nach Brot,“ pflegte der berühmte Mann mit Achselzucken zu sagen, „das sind meine melkenden Kühe!“

Jetzt war er sehr angegriffen und wollte nicht gestört sein. Die Jalousien vor den Fenstern waren geschlossen, draußen brütete die Sommer Sonne. Er blinzelte nach den Sonnenringeln an der Wand und schloß dann behaglich die Augen.

Da — ein Klingeln! Unwirsch fuhr er auf; wenn auch draußen stand: Sprechstunde von vier bis fünf Uhr, er wollte doch nicht gestört sein.

„Nicht zu sprechen,“ hörte er draußen das Mädchen sagen und gleich darauf eine weiche Stimme im Tone der Enttäuschung: „Ach, nun bin ich schon zum zweiten Male vergebens hier! Bitte, zeigen Sie Herrn Professor wenigstens meine Karte!“

Diese weiche verschleierte Stimme klang so musikalisch — wo that er sie doch nur gleich hin? Dämel rieb sich die Stirn. Da kam auch schon das Mädchen. Er las: „Magdalena Brebenhofer“, und darunter war mit Bleistift getrigelt: „Lena Langen, frühere Schülerin.“

Vor des Professors Gedächtniß stand sofort das schlank Mädchen mit den übergroßen Augen und dem Lockengewirr; vor einem halben Jahre war sie aus der Gesangs Klasse ausgeschieden, hatte sich verheiratet, anscheinend eine sehr gute Partie gemacht. Dämel kannte die Verwandten des Mannes; die Allensteins waren elegante Leute, viel in Gesellschaft. Was wollte die kleine Langen? Ah, jedenfalls Privatstunden nehmen, à dreißig Mark; ihre Mittel erlaubten ihr das jetzt.

„Ich lasse die Dame bitten!“ Er erhob sich geschmeidlich, trat vor den Spiegel und ordnete seinen schön gepflegten Bart, die Bewunderung sämtlicher Konservatoristinnen.

„Herr Professor!“ Er fuhr herum; auf der Schwelle diese überzarte Frauengestalt im dunklen Kleid, war das Lena Langen? Er hatte sie sich als Frau anders vorgestellt.

„Ah, gnädige Frau, ich freue mich sehr, ich freue mich herzlich, Sie wiederzusehen! Bitte, bitte, nehmen Sie Platz!“

Lena murmelte etwas.

„O — vergessen?! Wie können Sie so etwas denken? Eine so hoch talentierte Schülerin vergißt man nie,“ beeiferte er sich zu versichern. „Was macht die Musik, la bella voce?“ — „Ich danke.“

Die junge Frau war entschieden schlichtern; warum nur? Man mußte ihr entgegenkommen. „Also der Gesang blüht; wohl die große Freude Ihres Herrn Gemahls? Ja, ja, kann ich mir denken. Schön, solch' kleine Nachtigall für immer eingefangen zu haben. Eigentlich jammerlich, daß er Sie uns, der Kunst, entzogen hat! Das geht garnicht, Sie müssen die Musik wieder aufnehmen!“

Lena's schmales Gesicht erglühte, die Anerkennung des Professors belebte sie; sie sprach freier. „Das ist's ja eben, Herr Professor, ich — ich möchte, ich muß meinen Gesang —“ Sie stockte nun doch wieder.

Er half ihr weiter mit einem jovialen Lächeln und in ermutigendem Ton. „Das ist recht, das ist brav; freut mich sehr, daß Sie zu mir kommen, gnädige Frau. Wer hat denn auch solches Interesse an Ihnen, wie Ihr alter Lehrer?“

„Das dachte ich auch,“ sagte sie mit einem hoffnungsvollen Blick. „Und glauben Sie denn wirklich, Herr Professor, daß es sich lohnt, daß es mir gelingen wird?“

„Ohne Zweifel,“ versicherte er eifrig, „bei dieser musikalischen Begabung, der süßen Stimme und der poetischen Auffassung! Sie wissen, wie viel ich immer von Ihnen gehalten habe!“

„Ah ja, ja.“ Sie erröthete und griff nach seiner Hand. „Lieber Herr Professor, entschuldigen Sie nur, daß ich Sie damit behellige, aber ich wußte wirklich nicht, an wen ich mich sonst wenden sollte. Sie können mir helfen!“

Wie komisch das klang! Dämel wurde unsicher — die junge Frau sah da, wie eine Bittende; das war wirklich eine ganz merkwürdige Art, so um Stunden nachzufuchen, die man theuer bezahlte. Was wollte sie eigentlich? Er fasste sie scharf in's Auge. Ihr Kleid war geschmackvoll, aber sehr einfach, der Saum rund herum staubig, die Schuhe auch ganz grau; gefahren war sie keineswegs. Unruhig hob und senkte sie die Lider, um ihren Mund hatte sich ein Fältchen eingegraben. Jetzt senkte sie.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte er um eine Nuance kälter.

Ihre Lider zitterten, dann hob sie den Blick und sah ihn traurig an. „Ich muß meine Musik verwerthen,“ sagte sie leise, „würden Sie nicht die große Güte haben, mich zu empfehlen? Ach, Sie können mir gewiß Konzertengagements verschaffen; ich würde auch gegen bescheidenes Honorar in kleinen Städten singen. Ich weiß, Sie haben immer so viel an der Hand.“

„Ich? Garnicht; nein, da irren Sie wirklich, Frau — Frau Brebenhofer, nicht wahr? Es werden fast gar keine Anfragen an mich gerichtet; zu dergleichen habe ich in der That auch gar keine Zeit. Aber ich will Ihnen einen guten Rath geben, gehen Sie zu einem Konzertagenten; es ist doch das Metier dieser Leute, Engagements zu vermitteln. Hier“ — er zog sein Notizbuch hervor und schrieb flüchtig die Adresse nieder: „Bär, Konzertagentur, Schöneberger Ufer 4.“

„Ach, danke sehr.“ Sie ergriff wohl den Zettel, aber sie steckte ihn nicht ein, ihre Hand bebte. „Diese Leute verlangen zu viel Prozente und schon eine vor-herige Anzahlung — das kann ich nicht, Herr Professor!“ Ihre großen Augen sahen ihn mit einem bangen Blick an. Er konnte nicht umhin, zu finden, daß sie schöne Augen hatte, eigentlich das einzig Bemerkenswerthe in dem schmalen Gesicht; sie hatten einen feuchten Glanz, das dunkle Braun der Iris zeigte goldige Lichter und schwamm in bläulichem Weiß. Und einen hübschen Mund hatte sie auch, nur die Lippen zu blaß und die Winkel herabgezogen. Sie schien mit Thränen zu kämpfen.

„Armes Ding!“ Dämel strich sich den Bart und ließ einen langen Blick über die zarte Frauengestalt gleiten — nicht viel dran, aber anmüthig! „Kindchen,“ sagte er in dem Ton, halb gutmüthig, halb spöttisch, den Lena vom Konservatorium her noch genau im Ohre hatte, „Kindchen, Sie wissen doch, mit Ihrer zarten Stimme ist nicht viel zu machen.“

„Aber, Herr Professor, Sie sagten doch vorhin noch —“

„Was, was? In der That, ganz richtig, ganz richtig! Ich widerrufe nichts, Ihr Talent ist unleugbar, aber nicht für den Konzertsaal! Für's Haus, für's Haus — da liegt der Schwerpunkt. Im intimen Kreis reizend, jedoch für den Konzertsaal —?“ Er zog die Brauen in die Höhe und zuckte die Achseln. „Sie müssen sich doch selbst erinnern, in der Philharmonie verflatterte Ihr Ton zu garnichts. Viele sind bernenen, Wenige anserwählt. Der Geist ist willig, aber die Stimme ist schwach! Haha!“ Er sah sich selbstgefällig um; die bewundernden Blicke der Konservatoristinnen, ihr gemurmelter Beifall fehlte. Schade um den vorzüglichsten Witz!

In Lena's Augen schwammen große Thränen, sie fühlte sich grenzenlos entmüthigt. „Wenn Sie mir dann doch wenigstens Stunden,“ stotterte sie, „Stunden — verschaffen — könnten!“ Daran hatte sie nie gedacht; Stundengeben, der Verderb für den Künstler, Herabwürdigung seines Talents — nun schien es ihr der Rettungsanker. Sie klammerte sich daran. „Wenn Sie mir wenigstens einige Stunden

zuweisen könnten! Wenn Sie doch die Güte hätten, Herr Professor!"

"Um!" Dämel besaß eine gewisse Weichmütigkeit jungen Frauen gegenüber. Er entsann sich, die kleine Langa hatte gut Klavier gespielt; es mußte nicht unangenehm sein, in den Privatstunden, in denen man unmusikalische Misses drückte, auf diese schlanken Fingerchen zu blicken. Sie mochte dann an einigen Vormittagen begleiten; der bisherige Begleiter paßte ohnehin nicht mehr, er erlaubte sich in letzter Zeit eine eigene musikalische Meinung.

"Ich will Ihnen einen Vorschlag machen," sagte der berühmte Mann. Lena horchte auf.

"An drei Vormittagen der Woche gebe ich Privatstunden im Hause, von neun bis eins; wenn Sie wollen, können Sie die Begleitung übernehmen. Monatliches Honorar: Zweiundsiebzig, sagen wir rund siebzig Mark. Sind Sie damit einverstanden?"

Ob sie das war! Lena fühlte eine große Freude, dankbar ergriff sie die Hand des Professors. "Gern, gern!" Der vergrämte Zug um ihre Mundwinkel war verschwunden, sie sah reizend aus mit dem zarten Roth auf den Wangen.

Der berühmte Mann tätschelte die kleine Hand und schmunzelte, da war er billig weggekommen!

Wie beschwingt eilte Lena über die Straße. Der Weg bis zu ihrer Wohnung war weit, sie beachtete das garnicht. Was würde Richard sagen? Mußte er sich nicht freuen, wenn sie etwas zur Wirtschaft beisteuerte? Siebzig Mark, welche große Summe! Sie machte einen kleinen Sprung über den Marmorstein, und dann kaufte sie der Frau, die an der Ecke stand, einen Rosenstrauß ab. Die Blüten waren schon weß vom Sonnenbrand, ihr dunkles Roth schwärzlich, aber sie dufteten noch. Lena drückte sie sorgfältig an sich, die sollte Richard haben; und dann eilte sie weiter, den Blick zu dem tiefblauen Sommerhimmel erhoben.

Bredenhofer hatte gar keine Ahnung, daß seine Frau zu ihrem früheren Lehrer gegangen war; er hätte das nie geklitten. Man sollte Lena suchen, anbieten durfte sie sich nicht.

Er saß in seinem sogenannten Atelier vor der Staffelei und pinselte an einem Bildchen. Er benutzte dazu eine Gipskizze, die er im vorigen Herbst flüchtig auf's Papier geworfen hatte, in Gerolstein, einen Tag vor seiner Abreise, einen Tag vor dem verhängnisvollen Zusammentreffen mit Lena im Eisenbahnhof. Er hatte die grotesken Felszinken der kolossalen Basaltblöcke, die sich gegenüber von seinem Fenster, jenseits am Ufer der Skyll erhoben, im Abendlicht sich röthen sehen; ihr melancholisches Grau hatte sich mit Himmelsrosen geschmückt, ihre schroffe Nacktheit schien verklärt, von einer weichen Behmuth übergossen. Der Anblick hatte ihn gepackt, begeistert; mit eiligen Fingern hatte er nach seinem Skizzenbuch gegriffen, Stift und Pinsel waren über's Papier geflogen. Aber es war schon spät, der Glanz erlosch; er mußte das Buch schließen.

Jetzt saß er und quälte sich; er konnte die Farben nicht mehr finden. Wenn er die Augen schloß, sah er's ganz deutlich, dieses todtte Grau, dieses lebensvolle Roth; er athmete den eigenthümlich herben Duft der Gipskizze und fühlte wieder die ganze Poesie, die ihn damals ergriffen. Deffnete er die Augen, so war Alles hin, verschwunden wie Zauberpfuf. Die Farben auf seiner Palette taugten alle nichts; das Grau war schmutzig und das Roth schrie. Er stöhnte, er schwigte.

Die Wände des Ateliers, mit seinen Studien und Entwürfen behangen, grinsten ihn langweilig an; durch das halbgeöffnete Fenster kam eine schwüle, trockene Sommerluft und raschelte in den unbeschriebenen Blättern auf dem Schreibtisch.

Der junge Mann faßte nach seinem Kopf, der Schädel brannte ihm; gleich über der Wohnung war der Bodenraum. Da stach die Sonne ungehindert durch die Luken, und das Schieferdach prallte vor Gluth. Ja, es war nicht Alles schön!

Bredenhofer seufzte, ließ den Pinsel aus der Hand sinken und lehnte sich müde zurück.

Im Frühjahr war's besser gewesen; er mußte

selbst nicht, wie es kam, aber nun mehrten sich die Sorgen von Tag zu Tag — oder sah er sie nur klarer? Merkwürdig, daß sie nie ankamen, und sie sparten so! Lena war so anspruchslos, und er selbst? Er brauchte doch garnichts für sich. Abends mal eine Flasche Wein, das war ihm durchaus nöthig, sowohl zur Nachtruhe als zu der Anregung, ohne die er nichts schaffen konnte. Und wofür gaben sie denn sonst noch Geld aus? Ach, da waren so viele kleine Dinge, die neben den großen Ausgaben, wie Miethe, Steuer, Kleidung, Mädchenlohn, herliefen. Den Doktor hatte man auch gebraucht; vier Wochen hatte sich der junge Ehemann mit der garstigen Erklärung von seinem Hochzeitstag her herumgeschlagen.

Es muß wohl sein, daß man alle Mißstände nicht so empfindet, wenn man im ersten Taumel der Liebe ist. Bredenhofer und Lena hatten gelacht, weil Onkel Hermann hartnäckig schwieg, und ihn einen alten eigenstimmigen Junggesellen genannt, der schon klein beigegeben würde. Mit Leichtsinne hatten sie sich über Langan's Köhler und Köhler werdende Briefe hinweggetäuscht; zuletzt schrieb er garnicht mehr an Lena, nur durch die Mutter hörten sie noch von ihm.

Und Allensteins? Die junge Frau hatte sich gegen jede Bevormundung entschieden gewehrt und der Gatte ihr beigegeben. Susanne war verlegt, und als sie sich vergebens bemüht hatte, dem Bruder Lena's Fehler klarzulegen, zog sie sich zurück. Das war immerhin schmerzlich für Bredenhofer und aufreibend dazu. Er hatte Szenen mit der Schwester seiner Frau wegen und doch von dieser keinen Dank; und Szenen mit Lena, Susanne's wegen, und von der auch keinen Dank.

Die Einzige, mit der sie sich standen, war die Mutter. Aber diese konnte es auch nie lassen, ihren Besorgnissen Ausdruck zu geben und um die Entfremdung zwischen ihren Kindern zu jammern. Das war auf die Dauer zum Nervöswerden. Der junge Mann konnte es nicht ertragen; er war sehr artig gegen die Schwiegermutter, aber er ging meist fort oder zog sich in sein Atelier zurück, wenn Frau Langan zu Besuch kam. Als ob die das nicht gemerkt und sich bei Lena empfindlich darüber geäußert hätte!

Und dazu die pekuniären Sorgen, all' dies kleinliche Rechnen und Zuerwägungsziehen! Als Junggeselle war Bredenhofer so stink in die Tasche gefahren, was machte es, wenn er da auch 'mal ein Bischen zu viel verbrauchte? Es hatten sich immer hülfreiche Beutel gefunden, Onkel Hermann war besonders generös; jetzt stand ihm kein Mensch mehr bei, jetzt, wo er es viel nöthiger gehabt hätte!

Der junge Mann fuhr sich mit einem tiefen Auffsitzen über die Stirn. Er sah blaß und abgehangen aus, seine Augen waren müde, und das Haar klebte ihm in feuchten Ringeln an den Schläfen. Mit Unlust griff er wieder zum Pinsel, er gähnte dabei. In dieser gewitterigen Sommerluft hatte er eine Schwere in den Gliedern, eine bleierne Müdigkeit, die ihn lähmte. Er überlegte sich's, ob er ausgehen sollte oder nicht; er mußte dann die vier Treppen doch wieder herauf. Appetit hatte er garnicht mehr, er aß eigentlich nur, weil Lena's große Augen immer so stehentlich auf seinen Teller sahen. Diese Blicke konnten direkt eine Dual sein, er fühlte dann eine nicht zu unterdrückende Gereiztheit gegen seine Frau in sich aufsteigen. Und er liebte sie doch! Ja, sicherlich! War sie nicht bei ihm, hatte er eine Unruhe, bis sie da war — wo blieb sie, was trieb sie? Saß sie bei ihm, so kam es ihm mitunter an, er mußte sie tabeln, reizen, von Dingen mit ihr sprechen, die ihr unangenehm waren. Sie brausten Beide auf, sie bekamen rothe Köpfe — und dann, wie süß war die Versöhnung! Langweilig, wer sich immer vertruß! Sensationen, Emotionen braucht die Künstlernatur!

"Ah!" Bredenhofer schöpfte tief Athem und dann legte er das Gesicht in die Hände; eine ungeheure Schläffheit überkam ihn.

So saß er und überhörte das Klopfen an der Thür; was er dachte, wußte er selbst nicht, grau und schwer, in unerquidlichem Durcheinander wogte ihm Alles im Kopf.

Jetzt klopfte es wieder.

"Herein!"

Doktor Reuter's liebenswürdiges Gesicht schaute in's Atelier. "Ah, mein junger Freund, dachte schon, Sie wären auch nicht zu Hause; habe vier-, fünfmal geklopft!"

"Verzeihen Sie!" Bredenhofer sprang auf, ziemlich verwirrt, er tauchte wie aus einer anderen Welt auf; oder hatte er geschlafen?

"So fleißig?" Reuter trat an die Staffelei und betrachtete das Bild. Er ging dicht heran und dann wieder zurück, hielt die hohle Hand vor's Auge und prüfte mit Kennermiene. "Wo haben Sie denn das her? Garnicht übel!"

Der Künstlerstolz regte sich in Bredenhofer, er glaubte entschiedene Bewunderung aus Reuter's Worten herauszuhören. Sein mildes Gesicht belebte sich. "Die Felsen von Gerolstein bei Sonnenuntergang," erklärte er. "Sie wissen, ich war vergangenen Herbst dort, um Studien zu machen; die Gifel ist noch nicht überfluthet von lästigen Touristen, ich liebe nur das Aparte. Jetzt denke ich über den Titel des Bildes nach, es muß etwas Sinnvolles darunter; diese grauen vorsintfluthlichen Blöcke mit dem verklärenden Schein sind gewissermaßen symbolisch aufzufassen."

Doktor Reuter spitzte die Ohren — das konnte eine geistreiche Idee werden! "Sind Sie bald mit dem Bild fertig?" fragte er.

"Fertig? O nein!" Bredenhofer trat zurück und legte den Kopf betrachtend auf die Seite. "Hätte ich nur Farben, Farben!" Im Eifer kam er heran und tupfte auf die frische Malerei. "Sehen Sie hier dies Roth, das muß ganz anders wirken und glühen! Und in den Felspalten gefangene Sonnenstrahlen, die das gähnende Dunkel der Klüfte magisch durchleuchten! Hierher müssen ein paar wundervolle Reflektirer, und hier, hier — tiefer — sehen Sie wohl? Da ist es schon ganz lichtlos, das graue Gestein wirkt vollständig abgestorben, während sich noch am Himmel ein leuchtendes Farbenspiel entfaltet."

"Ein sehr schönes Bild," sagte Reuter, "in der That, außerordentlich wirkungsvoll!"

"Ja!" Bredenhofer sah mit begeisterten Augen auf sein Werk, er hatte rothe Backen bekommen und lächelte. "Ich male vielleicht noch einen einsamen Vogel, der aus gähnend dunkler Felsenspalte sich empor-schwingt und sich gleich der suchenden Seele im Flammenschein des Himmels verliert; seine ausgebreiteten Schwingen sind von einer Glorie umsäumt. Denken Sie sich, wie das wirken wird!" Er streckte den Arm aus und wies nach der Decke.

"Oben, ganz oben verliert er sich — sehen Sie — oh, ich muß das malen!" Er endete mit einem Seufzer.

"Wundervoll, wundervoll!" Doktor Reuter war ganz enthusiastisch. "Sie sind ein Poet!" Er umarmte den jungen Mann. "Wissen Sie was, lieber Freund? Dies Bild müssen Sie ausstellen, unzweifelhaft, unbedingt; Sie haben Ruhm und Ehre davon!"

"Das sagen Sie so — ausstellen — ja ausstellen," meinte Bredenhofer, "das wäre wohl das Richtige. Aber bei den Kunsthändlern ist so schwer anzukommen, ich mag es nicht wieder umsonst versuchen. Sie nehmen nur berühmte Namen," setzte er mit Bitterkeit hinzu.

"Oho, das wäre!" Reuter strahlte vor Wohlwollen, er schlug sich auf die Brust. "Wofür wäre denn Unserer da mit seinen Konnexionen? Noch schöner! Man hat sein Lebenlang den Mäcen gespielt, und da sollte Einem nicht einmal ein Urtheil zugetraut werden? Ich sage, das Bild ist gut, sehr gut" — er trat wieder vor der Staffelei hin und her und äugelte — "es ist sogar wundervoll, herrlich! Diese Stimmung, diese Beleuchtung! Jeder Kunsthändler nimmt's, und Käufer werden sich finden — na, ich sage Ihnen, mehr als einer!" Er legte dem Beglückten bedeutungsvoll die Hand auf die Schulter: "Sie werden sich dieser Stunde noch erinnern und der Worte, die ich zu Ihnen gesprochen habe. Passen Sie auf, mit diesem Bilde betreten Sie die Leiter, die immer höher und höher führt! Ja, mein lieber, junger Freund!"

Ueber Bredenhofers Gesicht lief ein freudiges Roth und ließ die etwas spitz gewordenen Züge wieder voll erscheinen. Seine Gestalt hob sich unwillkürlich, und nun breitete er die Arme aus und warf sich Reuter an die Brust. „Ich danke Ihnen,“ sagte er mit knabenhafter Heftigkeit. „Ja, es wird gelingen, es muß gelingen!“ Seine Augen strahlten, seine Stimme bekam einen klangvolleren Ton. „Ich weiß es genau, es gelingt, und dann — aber Duälerei und Pfenningfucherei! Lena soll es gut haben, und ich selbst“ — er sah mit einer gewissen Scheu auf seine gelben durchsichtigen Hände — „werde wieder der Alte! Wissen Sie“ — er nahm Reuter vertraulich unter den Arm und wanderte mit ihm auf und nieder — „wenn man's nicht gewohnt ist, ist das Sparen verdammt schwer. Es bekommt Einem nicht!“

Der alte Mann mit dem jüngerfrischen Gesicht sah den jungen Mann mit dem merkwürdig — „alten Zug“ konnte man nicht sagen, aber — „müden Zug“ besorgt von der Seite an. „Was haben Sie, Bredenhofers?“ fragte er herzlich. „Sie haben so eine liebe, reizende Frau, Sie stecken Beide voll von Talenten, eigentlich sind Sie ein ganz ideales Paar, und es drückt Sie doch was?“

„Ich weiß es nicht.“ Bredenhofers trat vor den kleinen Spiegel, der gegenüber seiner Staffelei an der Wand hing. „Sehen Sie, ich habe Fältchen um die Augen, wie eine alte Jungfer. Ach was“ — er wandte sich hastig vom Spiegel ab und rieb sich mit beiden Händen die Backen — „die werden schon wieder roth werden! Lieber, verehrter Herr Doktor, Sie haben mir eine große Wohlthat erwiesen, mir ist, als hätte ich einen Verjüngungstrank im Leibe, La la — la la!“ Leise trällernd stellte er sich wieder vor sein Bild. „Diese Reise nach Gerolstein hat mir doch Glück gebracht, viel Glück!“ Er lachte. „Wo nur Lena stecken mag? Die wird Augen machen! Ich sage es ihr nicht gleich.“

„Bitte, grüßen Sie Ihre liebe Frau vielmals!“ Reuter legte die Hand auf's Herz und blickte enthusiastisch nach oben. „Süßes, bezauberndes Frauchen! Adieu, adieu, junger Meister, also das Bild fertig gemacht und dann — das Weitere übernehme ich!“

Sie schüttelten einander die Hände. Mit einem Lächeln sagte Reuter noch: „Ich bin sehr eilig, habe noch ein paar Arbeiterbesuche versprochen, und dann hole ich die Pasticioni — Sie wissen, den neuesten italienischen Opernstern, gastirt augenblicklich hier — zu einer Spazierfahrt ab. Ich soll den Cicerone unseres Berlino machen. Ich sage Ihnen, hinreichendes Persönchen!“ Er küßte entzückt seine Fingerspitzen. „Augen wie Sammet und unergündlich wie die Nacht; sieht man hinein, wird man sofort zum Dichter! Teint wie mattes Eisenblech, und einen Mund, einen Mund!“ Reuter tänzelte in der Stube auf und nieder, man sah, wie ihn die Luft packte.

„Die muß ja sehr schön sein,“ sagte Bredenhofers zerstreut. Er hatte nur halb hingehört, all seine Gedanken weilten schon wieder bei seinem Bilde. Sehnsüchtig, mit einer gewissen Gier blickte er nach der Staffelei, es drängte ihn, gleich wieder anzufangen; jetzt, jetzt würde er die Farben finden, er war in der Stimmung!

„Wissen Sie was, lieber Freund“ — Reuter packte ihn am obersten Rockknopf — „Sie müssen die Pasticioni kennen lernen! Das ist was für Sie — eine übersprudelnde Künstlernatur! Ich lasse Sie's nächstens wissen, damit Sie auch von der Partie sind. Wollen Sie?“

„Ja, ja!“ Der junge Mann war vollständig in Gedanken.

„Also auf Wiedersehen, grüßen Sie Frau Lena! Adieu, adieu! All Heil!“

Er war gegangen, Bredenhofers allein in seinem Atelier. Ein stärkerer Windhauch kam durch's Fenster und wehte die losen Blätter vom Schreibtisch auf die Erde. Bredenhofers raffte sie auf, warf sie achtlos auf ihren früheren Platz — wozu brauchte er die Zettel noch?! Nun hatte er's bald nicht mehr nötig, für fünfundsanzig Mark kleine Artikel in Tageszeitungen zu schreiben und zu zitieren, ob sie überhaupt angenommen würden! Mit einer raschen Wendung drehte er sich ganz seinem Bilde zu und

stand nun da, regungslos, es unverwandt mit liebevollem Blick betrachtend. Das war also die erste Staffelei auf der Leiter des Ruhms!

Ein lange nicht mehr gekanntes Wohlgefühl erfaßte ihn, eine Lust, zu jauchzen und über die Stränge zu schlagen. Und zugleich ein fieberhafter Thätigkeitstrieb, ein Drang, fertig zu werden, der Welt das vollkommene Werk zu zeigen.

Er fing an zu malen und malte, ohne nur einmal prüfend innehalten und mit kritischem Blick seine Arbeit zu mustern; er malte mit klopfenden Pulsen und einem abgegriffenen Roth auf den Backennochen. Den Mund hielt er im lächelnden Ausdruck halb geöffnet — in Gedanken sah er schon sein Bild im Kunstsalon unter den Linden hängen, in den Zeitungen wurde darauf aufmerksam gemacht, das Publikum war begierig, diese eminente Leistung eines bis dahin Unbekannten zu sehen. Man eilte hin, bewunderte, fragte nach dem Preise — ja — Bredenhofers stuzte — wieviel sollte er eigentlich verlangen? Er mußte Reuter fragen. Uebrigens, das Bekümmerte kam erst in zweiter und dritter Linie; die Hauptsache war die Anerkennung des Talents.

Der glückliche Ausdruck blieb auf seinem Gesicht, leise pfeifend arbeitete er weiter. Der Schweiß perlte ihm auf der Stirn und lief langsam an der bleichen Schläfe nieder; er merkte es nicht.

Vorsichtig wurde die Thür geöffnet, und Lena's erhitztes Gesicht unter dem breitrandigen Strohhut guckte herein. Sie lächelte schelmisch, auf den Lippen brannte ihr das wichtige Ereigniß, am liebsten hätte sie's ihm gleich laut entgegen geschrien. Sie drückte die Blumen an den Mund, als müsse sie ihn so verschlucken.

Er arbeitete, ohne aufzusehen. Dabei war die Beleuchtung nicht mehr günstig, ein gewitterkündender gelblicher Schein gab falsche Reflexlichter.

(Fortsetzung folgt.)



Im Eisenhammer.

Von A. Gerisch.

In die Jugendperiode des „eisernen Zeitalters“ versetzt uns unser heutiges Bild. Es ist der Eisenhammer unserer Großväter, wie ihn Schiller verewigt hat:

Des Wassers und des Feuers Kraft
Verbündet sieht man hier;
Das Mühlrad von der Fluth gerauscht,
Umwälzt sich für und für;
Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Takte pocht der Hammers Schlag,
Und bildsam von den mächt'gen Streichen
Muß selbst das Eisen sich erweichen.

Die Männer, die in diesen Hütten schaffen, wissen noch nichts von dem Riesen Dampf, der ihren Enkeln einst die Hämmer heben wird. Gar klein, nach unseren heutigen Begriffen, sind die größten Eisenblöcke und -Schienen, die sie herzustellen vermögen. Daher ist es denn auch nicht das Eisen, sondern das Holz, das wir bei dem Bau und der inneren Einrichtung der Eisenhütte alten Schlags in erster Linie verwendet sehen. Aus Holz besteht das Sparrwerk und die Bedachung, aus Holz das massige Gestell mit der mächtigen Welle zum Heben der Hämmer, aus Holz die Stiele der Hämmer und die Unterlagen der Amböse.

Und an Holz war kein Mangel. Standen doch die Hütten fast ausnahmslos in den engen Thälern der waldreichen Gebirge. Denn nur dort fand der alte Hammerschmied die drei Dinge auf engem Raum vereint, die er zu seinem Betriebe benötigte: Eisenstein, Holzkohle und Betriebskraft. Die letztere lieferten ihm die wasserreichen und ausdauernden Gebirgsbäche. Hatte das Wasser beträchtliches Gefälle, so genügte die Anlage eines kurzen, an der Thälwand mit geringer Senkung entlang geführten Grabens, um das Wasser auf die nöthige Höhe zu bringen. Oft wurde aber auch das Wasser, wie die heute hier und da noch vorhandenen bewundernswürthen Anlagen beweisen, aus stundenweiten Entfernungen herangeleitet.

Die Regel war der sogenannte „oberflächliche“, Betrieb, d. h. das Wasser stürzte von oben auf die Schaufeln der Wasserräder. Obgleich durch diese Anordnung, die eben nur im Gebirge möglich ist, während man sich in der Ebene mit mittel- oder gar unterschlächtigen Rädern behelfen muß, der höchste Effekt in der Ausnützung der Wasserkraft erzielt wurde, mußten die Räder doch von gewaltigem Durchmesser sein, wenn sie die ihnen zugebachte Arbeit leisten sollten.

Treten wir nun in das Innere des Eisenhammers. An der einen Seite befinden sich die aus Granitsteinen aufgemauerten, nach vorne völlig offenen Feuerherde, deren rothe Gluth den Innenraum der Hütte grell erleuchtet. Dem einen Herde nähert sich eine ruhige Gestalt mit einem Korbe voll Holzkohlen auf dem Rücken. Ein Ruck, und die ganze Ladung fliegt in die glühende Oeffnung. Nach einigen Sekunden ertönt ein Geprasel, vergleichbar dem Schnellfeuer einer Infanterie-Abtheilung. Die in den zahlreichen Hohlräumen der Holzkohle enthaltene Luft hat sich in der Hitze auf das Hundertfache ihres Volumens ausgedehnt und ihre Behälter auseinander gesprengt. Fortgesetzt steigen Funkenregen mit großer Geschwindigkeit durch das Gebälk bis unter das Dach empor, um dann langsam und verlöschend von oben wieder herabzusinken. Unwillkürlich drängt sich uns der Gedanke auf, dieses Balkenwerk über unseren Köpfen müsse bei dem Feuerwerk, das beständig zwischen ihm hindurchzischt, in den nächsten Minuten in Flammen aufgehen.

Und in der That, oft genug beginnt es da und dort im Holzwerk zu glimmen, zumal, so lange der Bau noch neu ist. Nach und nach wird die Gefahr geringer. Hammerschlag und Flugasche lagern sich auf dem Holzwerk ab und bilden eine Isolirschicht, auf welcher die Funken, ohne zu zünden, langsam verglühn.

Eine Unterhaltung zu führen, ist fast unmöglich. Durch die Hütte braust es beständig wie Sturmgetöse, und von draußen her dröhnt dumpf der Fall niederstürzenden Wassers. Der Ventilator der Neuzeit ist noch nicht erfunden. Man benutzt zur Winderzeugung noch Blasebälge, und von ihnen geht jenes Geräusch aus, das wie Heulen des Sturmes klingt. Sie sind von so riesigem Umfange, daß ein besonderes Wasserrad zu ihrer Bewegung nöthig ist. Dieses Rad ist Tag und Nacht ununterbrochen im Gange, während das größere, zum Heben der Hämmer bestimmte, in der Regel nur dann in Bewegung gesetzt wird, wenn die Hämmer ihre Arbeit beginnen sollen.

Betrachten wir uns die letzteren etwas genauer. Es sind ihrer drei, von verschiedener Größe. Der schwerste mag gegen fünf Zentner wiegen. Befestigt sind sie auf ca. drei Meter langen Stielen von bestem weißbuchenem Holze. Ungefähr dreiviertel Meter vom Ende sind die Stiele in eisernen, mit Zapfen versehenen Ringen festgekittet. Die Zapfen bewegen sich in Lagern, die in dem mächtigen, der Welle vorgebauten Holzgestelle befestigt sind. Ganz an dem dem Hammer entgegengerichteten Ende ist in jeden Stiel ein eiserner Schwanz eingelassen und von einer Reihe über den Stiel gezogener eiserner Ringe festgehalten.

Die Welle besteht aus dem Stamm einer Edel-tanne. Sie ist an beiden Enden mit starken eisernen, in Lagern laufenden Zapfen versehen und mißt in bearbeitetem Zustande noch 1 Meter im Durchmesser, bei einer Länge von 10 bis 15 Metern. Auf dem einen, in der „Nabstube“ gelagerten Ende trägt sie das große Wasserrad, während auf der übrigen Fläche in genauen Abständen, entsprechend der Zahl der vorhandenen Hämmer, große mit Zapfen oder Daumen versehene eiserne Ringe aufgezogen und mit Bolzen und Keilen befestigt sind.

Diese Daumen oder Zapfen treffen bei der Umdrehung der Welle auf den Schwanz des Hammers und indem sie diesen niederdrücken, heben sie vorne den Hammer empor. Durch die weitere Drehung der Welle erfolgt, nachdem der Hammer bis auf eine bestimmte Höhe gehoben ist, das Abrutschen des Daumens vom Hammerstiel, worauf der Hammer vorne mit seinem ganzen Gewicht niederfällt, um

vom nächstfolgenden Daumen von Neuem gehoben zu werden. Soll der Hammer in den Ruhezustand versetzt werden, so wird er in seiner höchsten Stellung durch eine schnell untergestellte Stütze aufgefangen, eine Manipulation, die nur nach langer Übung gelingt. In dieser Stellung gehen dann die Daumen der Welle, ohne ihn zu treffen, haarscharf am Schwanz des Hammerstiels vorbei. Soll umgekehrt der Hammer in Thätigkeit treten, dann wird die Stütze, auf der er ruht, weggeschlagen, worauf er niederfällt, um nach einigen Sekunden von der inzwischen in Bewegung gesetzten Welle erfasst und gehoben zu werden.

Diesen Moment hat Friedrich Keller auf seinem Bilbe festgehalten. Eine Weile schon haben die Schmiede aufmerksam in das Feuer hineingeschaut. Jetzt sind sie einig, daß das eingefüllte Erz zu einem Klumpen zusammengesmolzen ist, und sie treffen die nöthigen Anstalten, um diesen aus dem Feuer heraus und unter den Hammer zu bringen. Da es noch grobe Arbeit zu verrichten giebt, indem erst die Schlacken und sonstigen fremden Bestandtheile aus dem Eisen herausgequälcht werden müssen, muß der größte Hammer in Thätigkeit treten.

Der eine der Schmiede stößt eine zugespitzte Eisenstange mit großer Gewalt in die breite Masse und hebt sie mit dieser aus dem Feuer heraus. Der zweite greift mit einer großen Zange zu, und schnell wird der weißglühende, sprühende Klumpen nach dem Hammer befördert, neben dem bereits ein dritter Schmied zur Bedienung des Hammers Aufstellung genommen hat. Kaum daß der Block auf dem Ambos liegt, läßt er auch schon den Hammer fallen. Dann drückt er schnell mit ganzer Kraft die Stange nieder, die wir in seiner linken Hand sehen. Die Stange steht durch eine Eisenschiene mit dem langen Hebelarme in Verbindung, der oberhalb des Hammergestelles frei in den Raum hineinragt. Durch ihn wird die im Gerinne über dem großen Wasserrad befindliche Klappe bewegt. Ein Druck, wie jetzt nach unten, öffnet die Klappe, und sofort verstummt das Getöse des bisher unbemüht vom Gerinne niederstürzenden Wassers. Dagegen beginnt es in der, durch einen Bretterverschlag von der Hütte getrennten „Madstube“ zu zischen. Das Wasser fällt auf das große Rad, die Welle beginnt sich langsam zu drehen, und erst langsam, dann immer schneller und schneller dröhnt der Schlag des Hammers durch den Raum, so daß die beiden Schmiede vor dem Ambos Mühe haben, während der kurzen Zeit des Aufsteigens des Hammers die nöthigen Drehungen und Wendungen mit dem Eisenblock auszuführen.

Inmer glückt das natürlich trotz größter Übung und Geschicklichkeit nicht, und deshalb ist der dritte Mann jeden Augenblick bereit, durch Unterstellung der Stütze den Hammer aufzufangen, während er mit der linken Hand den Wasserzufluß derart regelt, daß die Umdrehung des Rades eine bestimmte Geschwindigkeit nicht übersteigt.

Nach einiger Zeit ist der erst weißglühende Klumpen, der unter den Schlägen des Hammers bedeutend an Umfang verloren hat, nur noch schwach rothglühend. Ein Zeichen des Vorarbeiters, und der Hammer steht still, während die Welle, von der Schwingkraft des Rades getrieben, noch einige Umdrehungen macht. Der Eisenbrocken wandert zurück in den Feuerherd, um abermals auf Weißgluthhöhe gebracht zu werden, bis er nach wiederholtem Durcharbeiten unter kleinen Hämmern zu einer Stange recht guten Schmiede-Eisens wird.

So ging es bei der Eisenerzeugung unserer Großväter zu. Der Dampf hat dieser Art von Eisenproduktion bald ein Ende gemacht, und mit ihr ist auch das Geschlecht der Hammer Schmiede alten Schlages ausgestorben.

Der wichtigste Schwanzhammer von früher ist gegen die Dampfhammer von heute ein Kinderspielzeug. Wiegt doch der große Hammer bei Krupp in Eisen 1000 Zentner bei 3 Meter Fallhöhe, während der große Hammer in Kreuzot gar 1600 Zentner wiegt und 5 Meter Fallhöhe hat. Während im alten Eisenhammer der Ambos einfach auf einem in die Erde eingegrabenen und mit eisernen Ringen versehenen Holzblocke befestigt wurde, wiegt die Cha-

botte — das ist der Eisenklotz, auf dem der Ambos befestigt ist — des Kreuzotter Hammers die Kleinigkeit von 16000 Zentnern. Und dabei sind diese modernen Ungeheuer ihrem Führer, der sie von einer am Hammergestelle angebrachten Gallerie aus lenkt, folg-sam wie ein gut erzogenes Kind.

Dasselbe Ungethüm, das sich jetzt mit zermalmen-der Wucht auf ein zu bearbeitendes Stück Eisen oder Stahl wirft und durch seinen Schlag weithin die Erde erzittern macht, es tänzelt im nächsten Augenblick so leicht und zierlich auf und nieder und trifft so sanft auf, daß man mit ihm Nägel in eine auf den Ambos gelegte Holzleiste einschlagen kann. Trotzdem sind auch diese Riesenhämmer, ein so ungeheurer technischer Fortschritt in ihnen verkörpert ist, bereits ein überwundener Standpunkt. Man hat längst schon die Erfahrung gemacht, daß die Einwirkung selbst der allerschwersten Hämmer auf das zu bearbeitende Stück eine vergleichsweise oberflächliche ist, gegen die der hydraulischen Presse. Aus diesem Grunde sind auch die Riesenhämmer der großen Werke zu dekorativen Schaustrücken geworden, die nur noch selten in Gebrauch genommen werden, während die Arbeit, für die sie bestimmt waren, von den geräuschlos arbeitenden hydraulischen Pressen viel besser und intensiver verrichtet wird. Der kaum faßbar gewaltige Druck der hydraulischen Pressen wirkt bis in den innersten Kern der Eisen- und Stahlmassen und giebt ihnen ein so gleichmäßiges dichtes und zähes Gefüge, wie es durch Schläge auch mit dem schwersten Hammer nicht zu erzielen ist.

Aber auch dieses Verfahren wird bald genug durch noch vortrefflichere Methoden überboten werden. Schon arbeitet man an dem Problem der Metallgewinnung auf elektrischem und chemischem Wege; und wenn dereinst die Elektrizität den Dampf verdrängt haben wird, wie dieser das Wasserrad, dann werden unsere Kinder und Enkel von unserer Erzbereitung wahrscheinlich ähnlich reden wie wir von dem Eisenhammer unserer Großväter. —



Vom Namen.

Von Thomas River.

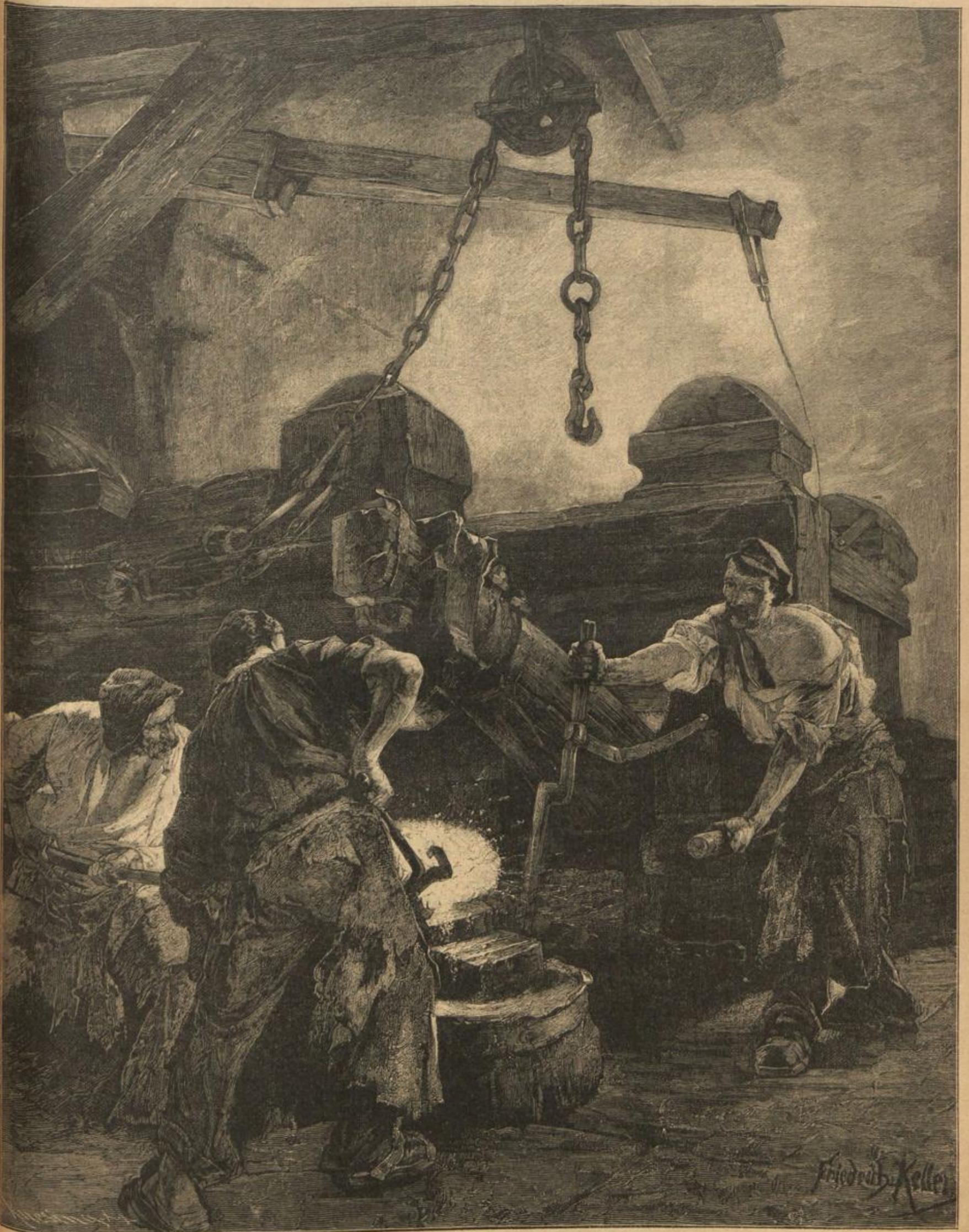
Wir wollen den Versuch machen, bestimmte volksthümliche Anschauungen aus volksthümlichen Gebräuchen und namentlich aus der Sprache zu gewinnen. Die Sprache ist im Wesentlichen ein Erzeugniß des Volksgeistes, und so sehr sie stets in lebendigem Werden sich befindet, so zahlreich enthält sie, gleichsam versteinert, gewisse Formen und Ausdrücke, in denen sich das Denken des Volkes getreulich bewahrt hat. Es sind förmlich „Ueberlebsel“ einer früheren Zeit, aber so mächtig, daß sie sich ihre Geltung bis heute bewahrt haben. Solche Ueberlebsel können wir an Handlungen studiren, die noch heute bei Kulturvölkern üblich sind; aber sie begreifen werden wir am besten im Zusammenhang mit Gebräuchen, die sich bei wilden Völkern finden.

In der Wetterau pflegt man nach den Leichen der Ertrunkenen zu suchen, indem man den Namen des Verunglückten auf ein Zettelchen schreibt, dieses auf ein Stück Brot legt und das Ganze frei schwimmen läßt; man ist überzeugt, daß der Name zu seinem früheren Träger schwimmt. Darin drückt sich die volksthümliche Meinung aus, daß Name und Person untrennbar zusammengehören. Wenn wir damit den Gebrauch mancher Indianerstämme vergleichen, daß Blutsbrüder ihren Namen tauschen, so finden wir etwas Aehnliches. Erst durch den Zusammenhalt solcher Beispiele können wir aber verstehen, welche Anschauung dem Ganzen zu Grunde liegt. Ebenso werden wir uns manchmal nicht auf unsere Muttersprache beschränken können, sondern auch fremde Sprachen zum Vergleich heranziehen müssen.

Wir wollen zusehen, welche volksthümliche Denkan-schauungen sich an den Namen, die Bezeichnung von Personen und Dingen knüpfen. Da finden wir zunächst aus zahlreichen Gebräuchen, daß der Name die höchste Bedeutung für das Volksbewußtsein hat.

Die väterliche Gewalt wurde bei den Römern bis in ihre äußerste Konsequenz anerkannt. Der Vater konnte sein Kind aussetzen, verkaufen, sogar tödten. Ausgesetzt wurden besonders mißgebildete und gebrechliche Kinder, aber auch der Aberglaube spielte eine Rolle; so wurden alle am Todestag des Germanicus geborenen Kinder ausgesetzt, weil dies ein Unglückstag war. Erst die christlichen Kaiser, die auch das Tödten von Kindern verboten, hoben dieses Recht des Vaters auf, aber noch im 4. Jahrhundert nach Christus wird dieser barbarische Gebrauch als etwas allgemein Uebliches erwähnt; ja, Kaiser Constantin, zu Beginn des vierten nachchristlichen Jahrhunderts, sieht sich veranlaßt, das von seinem Vorgänger erlassene Verbot des Kinderverkaufs theilweise wieder aufzuheben, indem er es bei neugeborenen Kindern im Falle großer Armuth gestattete. Das Schicksal der ausgesetzten Kinder war ein entsetzliches, so daß diejenigen noch zu be-neiden waren, die einen schnellen Tod fanden. An einen mitleidigen Pflegevater kamen die wenigsten, die meisten wurden ein Handelsobjekt für Spekulant; sie wurden als Sklaven verkauft, auch von Bettlern aufgegriffen, scheußlich verstümmelt und gezwungen, selbst zu betteln; auch der Prostitution wurden die Findlinge preisgegeben, und Begegnungen solcher Kinder mit ihren Eltern werden von zeitgenössischen Schriftstellern erwähnt. Wollte ein Vater also sein Kind vor solchen Schicksalen bewahren, so mußte er es durch eine symbolische Handlung ausdrücklich anerkennen; dies geschah durch Aufhebung vom Fußboden. Vollendet wurde die Anerkennung des neuen Familienmitgliedes durch die Namensgebung, die unter großen Feierlichkeiten bei Knaben am neunten, bei Mädchen am achten Tage stattfand. Damit war auch das neue Individuum von den anderen gesondert. Bei der Namensgebung selbst walteten die verschiedensten Rücksichten. Manche Familien hielten nur bestimmte Namen für „standes-gemäß“, außerdem spielte noch die hohe Meinung, die man von der Macht des Namens hatte, eine große Rolle: man vermied es, Namen zu geben, deren Träger etwa vor kurzem ein unrühmliches Ende genommen, andererseits schmückte man Kinder gern mit dem Namen populärer Personen.

Ganz ähnliche Erscheinungen können wir noch heutigen Tages auch in Deutschland verfolgen. Erblich ist der Familienname. Die Persönlichkeit erhält aber das neue Familienmitglied durch den Taufnamen. Der Taufakt selbst ist ja bekanntlich mit der größten Feierlichkeit verbunden. Nun beachte man aber noch Folgendes: In mehreren Gegenden Deutschlands hütet man sich, das Kind schon vor der Taufe zu benennen. Darum heißt im Mansfeldischen der neue Weltenbürger — „Laubendreckchen“, gewiß eine höchst unpersönliche Bezeichnung. Und nun die Namensgebung selbst. Ganz allgemein wird dem Kinde nicht der Name eines gestorbenen Geschwisters gegeben, damit es nicht gleichfalls sterbe. In den österreichischen Alpenländern pflegt man unehelichen Mädchen in der Taufe den Namen Margarethe (die Meine) zu geben, damit der Name gewissermaßen eine Entschuldigung bedeute. Doch noch andere Er-brüerungen lassen sich an die Feier der Namensgebung knüpfen. Der Taufpathe pflegt dem Täufling ein Geschenk zu geben, sich auch im ferneren Leben um ihn zu kümmern. Dieser Brauch, der auf die ur-ältesten Zeiten zurückgeht, hat seinen tiefen Sinn. Es drückt sich darin die volksthümliche Anschauung aus, daß der Namensgeber im gewissen Sinne auch der Schöpfer ist. In der That findet sich bei den Inca-Peruanern eine Schöpfungssage, die dies deutlich zur Darstellung bringt. Viracocha, der Welterschöpfer, bildete zuerst steinerne Menschen; dann ließ er diese durch seinen Begleiter beim Namen rufen, und da wurden aus ihnen lebendige Menschen! Allerdings ist im jetzigen Volksbewußtsein diese Anschauung ziemlich verwischt; mit großer Lebendigkeit aber hat sich bis heute der Glaube erhalten, daß der Namensgeber eine Macht über den Benannten besitzt, daß die Kenntniß des Namens auch die Herrschaft über die Person verschafft. So heißt es schon in der Bibel, daß Adam die Thiere benannt habe, und eben dadurch wurde er ihr Herr. In den Märcen



Im Eisenhammer. Nach dem Gemälde von Friedrich Keller.
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

aller Völker finden sich Beispiele für die gleiche Anschauung. Jeder kennt wohl das Märchen vom Numpelstülzchen. Die Königin mußte ihm zur Belohnung für geleistete Dienste ihr Kind geben; der Böse aber bewilligt ihr drei Tage, fände sie innerhalb dieser Frist den Namen ihres Gläubigers, so dürfe sie das Kind behalten. Die Königin ist rathlos; sie sagt alle möglichen Namen auf, aber keiner trifft zu. Da sendet sie Boten aus, die im ganzen Reich nach unerhörten Namen forschen sollen; endlich, am dritten Tage, als die Frist fast schon abgelaufen, belauscht ein Bote im Walde ein kleines Männchen, wie es um ein Feuer tanzt und singt:

„Heute brau' ich, morgen brau' ich,
Uebermorgen hol' ich der Königin ihr Kind;
Ach, wie gut ist, daß Niemand weiß,
Daß ich Numpelstülzchen heiß'!“

Mit dieser Botschaft ist die Königin gerettet; als der Böse seinen Namen hört, packt er voll Wuth sein linkes Bein und reißt sich selbst mitten entzwei. Ganz dasselbe Märchen findet sich auch im Französischen, entsprechende Märchen in zahlreichen Varianten im Scandinavischen; ja selbst das Mongolische besitzt ein Märchen, in dem ein Mangusch, ein böser Geist, auf ähnliche Weise unschädlich gemacht wird. In diesem mongolischen Märchen ist die Namensnennung garnicht in den Pakt mit dem bösen Geist aufgenommen; es genügt eben der bloße Name, um ihn seiner Macht zu berauben. Ganz ebenso zeigt sich dies in der nordischen Sage vom König Olaf. Dieser wollte eine Kirche bauen, die schöner und größer werden sollte, als irgend eine, aber er besaß nicht die Mittel dazu. Da hörte ein Niese von seiner Noth und machte sich erbötig, die Kirche zu erbauen, wenn ihm der König als Lohn Sonne und Mond oder den heiligen Olaf selbst geben wollte. Der König willigte ein; aber je weiter der Bau vorrückte, desto größer wurde sein Bangen. Es fehlte nur noch Dach und Spitze, da wandelte König Olaf voll Sorge durch das Land; da hörte er in einem Berge ein Kind weinen, die Mutter aber es mit den Worten beschwichtigen: „Ziß, ziß, morgen kommt Dein Vater Wind und Wetter und bringt Mond und Sonne oder den heiligen Olaf selbst.“ Da ward der König über die Mäßen froh und eilte nach Hause, denn jetzt wußte er, wie er dem Niesen entkommen könnte. Gerade hatte der die Spitze angebracht, da rief Olaf: „Wind und Wetter, Du hast die Spitze schief gesetzt!“ Da fiel der Niese mit entsetzlichem Krach herab und zerbrach in Stücke.

Aus ähnlichen Gründen spielt der Name bei Verzauberungen und Beschwörungen eine große Rolle. In der älteren Edda wird erzählt, daß Sigurd dem Niesen Fasfir das Schwert in das Herz stieß und der tödlich Betroffene ihn fragte, wie er heiße; aber Sigurd verhehlte seinen Namen, denn er fürchtete die Verwünschung des Sterbenden. Manche Indianerstämme Nordamerikas zeigen den Brauch, daß die Mitglieder des Stammes ihren wahren Namen sorgfältig vor einander verbergen und im Verkehr sich

nur Spitznamen bedienen. Sehr auffallend aber ist ein Beispiel aus unserer Zeit. Im bayerischen Gebirge hat jeder Kalenderheilige bestimmte Funktionen, jeder ist für genau umschriebene Fälle Schutzpatron. Der heilige Valentin ist nun Schutzpatron gegen Epilepsie! Woher kommt das? Ganz einfach von seinem Namen. Das Volk brachte Valentin und Fallenden-Siechthum (hinfallende Krankheit, Epilepsie) in Zusammenhang, daher der Glaube; im bayerischen Gebirge kann man oft Epileptische zu Valentinskapellen wallfahrten sehen. Ja, in Folge einer ähnlichen sprachlichen Umdeutung hat der heilige Valentin einen Kollegen verdrängt: gegen den Weitschmerz galt der heilige Vitus (Weit) als Schutzpatron; da aber in vielen Gegenden für Valentin Baitl und Baitl gefagt wird, ist an die Stelle von Vitus Valentin gerückt.

Damit sind wir zu einer sehr wichtigen Erscheinung in der Sprachbildung und im Bewußtsein gelangt. Diese Umdeutungen, die das Volk bei den verschiedensten Worten vornimmt, gehen auf einen Grund zurück. Der Name ist nicht nur mit der Person verbunden, auch die Dinge sind schon mit ihrem Namen gegeben. Das Volk hält daran fest, daß sich Keines ohne das Andere denken läßt. Und in diesem Zusammenhange werden wir wieder auf die Volksetymologien, wie man solche Umdeutungen nennt, zu sprechen kommen.

Oft genug ist über die Häufigkeit der Namen Schulze, Müller und so fort gespottet worden. Diese Familiennamen, also Eigennamen, sind aus Gattungsnamen entstanden. War Jemand Schulze im Dorf, so hieß er zunächst „der Schulze“, dann aber ließ man den Artikel weg, und aus der Amtsbezeichnung wurde die Personbezeichnung. Es liegt also eigentlich eine Verwechslung zwischen Gattungsnamen und Eigennamen vor. Ein Besitzer des Gasthofes „Zur Klaus“ wird der „Klausenwirth“ genannt. Dieser Name bezeichnet das Individuum so vollkommen, daß der Eigennamen, der Tauf- und Familienname, fast ganz in Vergessenheit geräth. In den Alpenländern macht man hier auch eine sehr feine Unterscheidung. Den Behörden kann mit solchen Namen, wie „der Gelbhofbauer“, „der Haidepeter“ nicht gedient sein; deshalb macht die Bevölkerung einen Unterschied zwischen heißen und sich schreiben. Das Letztere giebt immer den amtlich festgestellten Namen.

So untrennbar Eigennamen von Person, so enge verbindet das Volkswußtsein Ding und Name, und deshalb entschließt man sich auch schwer, einen einmal gewählten Namen aufzugeben, selbst wenn er nicht mehr paßt. Bleiben wir zunächst bei der Untrennbarkeit von Ding und Namen. Das kleine Kind nennt jeden Mann Papa; wenn es auf die Frage: „Wie heißt denn Deine Mutter?“ zur Antwort giebt: „Mutter“, so beruht dies auf der bereits erwähnten Umwandlung von Gattungsnamen in Eigennamen. Schwer wird ein Kind oder ein naiv denkender Mann aus dem Volke glauben wollen, daß man ganz willkürlich und nach Uebereinkunft einen Tisch Tisch und einen Stuhl Stuhl nennt;

er wird es unbegreiflich finden, daß das polnische Wort stół, das unserem Stuhl entspricht, Tisch bedeutet. Daher der gelungene Ausspruch: „Im Deutschen heißt Brot Brot und ist auch Brot; im Französischen heißt es pain und ist auch weiter nichts als Brot!“ Ja, im Kinderglauben, wohl auch im Glauben des gemeinen Mannes, haftet der Name der Person oder dem Ding nicht nur untrennbar, sondern auch von Ewigkeit her an. Die kleine Lisbeth fragt, ob auch sie der Storch gebracht habe, und auf die bejahende Antwort der Mutter meint sie: „Ja, aber woher wußtest Du, daß es die kleine Lisbeth ist?“ Und von einem Bauer wird erzählt, daß er bei einem Gespräch über die Sternkunde die Kenntnisse der Astronomen angezweifelt habe, indem er sagte: „Wer steht uns dafür, daß Jupiter wirklich Jupiter ist?“ Aus demselben Grunde halten einfache Menschen, die nie aus ihrem engen Kreise herausgekommen sind, oftmals fremde Sprachen nur für eine Verballhornung ihrer eigenen. Im Deutschen nennt man die französische Sprache: „Papperlapapp“, und wenn der Deutschtiroler seine welschen Landsleute verspotten will, dann sagt er, sie sprächen „Pitschelespatscheles“. Wenn ein Fremdwort sich in der Muttersprache einbürgert, so wird es für ein Wort der ersteren gehalten. So konnte ein Soldat, der den deutsch-französischen Krieg mitgemacht hatte, erklären, das einzige deutsche Wort, das er in Frankreich gehört, sei Parapluie gewesen. In derselben Meinung schnauzt ein Postbeamter einen Fremden an, er möge doch als Adresse nicht „Hier“, sondern ordentlich deutsch „loco“ schreiben. Darauf beruhen auch die zahlreichen Umdeutungen und Umdeutschungen, mit einem Fremdwort Volksetymologien genannt, deren wir schon früher Erwähnung thun mußten. Das Sprachbewußtsein des Volkes sucht alle Worte, deren Bedeutung es kennt, die ihm aber fremd klingen, dem eigenen Sprachschätze anzupassen und sie durch Veränderungen in lautlich bekannte Worte überzuführen. Sündfluth kommt nicht von Sünde, sondern ursprünglich hieß es Sintfluth — große Fluth. Die Redensart „seine Schäfchen in's Trockene bringen“ hat garnichts mit Schafen zu thun, sondern stammt aus dem Holländischen, wo der vorsichtige Kaufherr sein Schiffschen noch rechtzeitig vor dem Sturm auf's Land brachte. In Berlin giebt es noch heute eine Rosmarienstrasse, mit deutlicher Anlehnung an Marie; in Wirklichkeit aber stammt der Name vom lateinischen rosmarinus, Meeresthan.

Nehmen wir beide Erscheinungen, das Nichtanerkennen der fremden Sprache und die Volksetymologien, zusammen, so werden wir es leicht begreiflich finden, wenn Leute, um sich gebrochen Deutsch sprechenden Fremden besser verständlich zu machen, selbst gebrochen Deutsch reden. In einen ganz ähnlichen Fehler verfallen auch sehr gebildete Erwachsene, wenn sie mit kleinen Kindern ganz in der Sprache von Kindern, die noch nicht ordentlich sprechen können, reden. (Schluß folgt.)

Der Herr Rittmeister.

Novelle von Theodor Duimichen.

(Schluß.)

Frau von Bärensprung-Plaut, die Gattin des Rittmeisters a. D. Wolf von Bärensprung-Plaut auf Berkewitz, war eine exotische Erbin und hieß mit ihrem Mädchennamen Anita Pujarnisclé. Northmann, der ein Duzend Jahre lang darauf verwendet hatte, vieler Menschen Städte zu sehen und Sitten zu lernen, hatte ihren Vater, den alten Pujarnisclé, vor Jahren in Havana genau gekannt, als die kleine Anita noch ein Mädchen von sieben oder acht Jahren gewesen war. Der Alte hatte sich vom Laufburschen bis zum Großbankier hinauf gearbeitet. Wenn man sehr zarten Gewissens ist und viele Bedenken hat, macht man eine solche Laufbahn natürlich auch in den Tropen nicht. Der „illustriissimo Señor Don Jaime Pujarnisclé“ galt deshalb auch, wenn man nicht im Amtsstil von ihm sprach, als ein ganz gefährlicher Ganner. Ehe die

Verhältnisse auf der Insel Kuba schwierig geworden waren, hatte er rechtzeitig liquidirt. Northmann hatte ihn gelegentlich einer Amerikafahrt später in New-York wieder gefunden, wo er, und zwar auf sehr großem Fuße, aber nur noch wenige Jahre lebte.

Als vierzehnjähriges Mädchen war Anita von ihrer Tante, einer Schwester ihrer verstorbenen Mutter, nach Europa, und zwar zunächst nach Paris, gebracht worden. Man hatte die vielfache Millionenerbin begreiflicherweise arg umdrängt, als die Tante einen Salon aufgemacht hatte. Aber die Alte hatte nicht verstanden, gewisse Elemente fern zu halten, und dadurch ihr Haus in ein falsches Licht gestellt. Einige wahre Geschichten von dem alten Pujarnisclé, die über Madrid ihren Weg nach Paris gefunden hatten, waren auch nicht sehr förderlich gewesen. Da war die Alte denn wenigstens schlau genug

gewesen, einzusehen, daß sie in Paris die stolze Partie, auf die sie für ihre Nichte rechnete, wohl nicht zu Stande bringen würde. Sie hatte den dortigen Haushalt im Einverständnisse mit ihrer Nichte aufgelöst. Dann hatten die Damen zunächst versuchsweise einige Monate in deutschen Seebädern zugebracht und sich später in Dresden niedergelassen, der großen Karawanenerei für alle möglichen Ausländer.

Northmann war erst nach ihrer Verheirathung und ganz zufällig bei ihr eingeführt worden. Beide waren sehr überrascht gewesen, als sie sich als alte Bekannte erkannten.

Die schöne junge Frau hatte den berühmten Mann sehr gut empfangen und es einzurichten gewünscht, daß er sehr bald sozusagen zum Inventar des Hauses zählte.

Ein berühmter Mann ist immer eine besonders vornehme Zierde für einen ehrgeizigen Salon, und der ihrige sitzt hier und da unter einem gewissen leisen Vorurtheil, nicht etwa, daß ihr Haus nicht ersten Ranges gewesen wäre, im Gegentheil, man traf hier fast Alles, was Geld, Namen, Stellung hatte, nur dem genaueren Kenner fiel doch gelegentlich das Fehlen gewisser Gruppen auf, die leise Zurückhaltung bestimmter Kreise: die noch aktiven Kameraden des Mittmeisters zum Beispiel ließen sich nicht sehen. Das Offiziercorps hatte die reiche Ueberseeerin doch nicht zur Regimentsdame haben wollen. Informationen aus Paris hatten vielleicht Bedenken veranlaßt. Es schien, daß der Mittmeister diese Bedenken allzu gereizt aufgenommen und sofort seinen Abschied verlangt hatte. Er hatte mit dem Gelde seiner Frau dann Berkewitz gekauft, eines der größten Güter der Nachbarschaft und dann bald angefangen, sich auf die Politik zu werfen. Er galt heute schon als eine Hauptstütze seiner Partei. Sein Anwalt, Doktor Georg Schummerich, sollte diesen Ehrgeiz in ihm geweckt haben. Schummerich, der Sohn eines sehr erfolgreichen Schnapsfabrikanten, war ein Anwalt von großer Praxis und ein ungemein geschickter Geschäftemacher; in Allem, woran sich Geld verdienen ließ, hatte er seine Finger, also auch in der Politik, er war aber schlau genug, einzusehen, daß in seiner Partei der Name von Bärensprung-Plant immer noch besser klingt als Doktor Schummerich. Doktor Schummerich hatte alle Angelegenheiten des Mittmeisters wahrgenommen, und die sollten viel weniger angenehm als heute und häufig ziemlich verwickelt gelegen haben.

Die Herren hatten gerade heute Abend eine gemeinschaftliche Sitzung, aus der die Frau vom Hause sie wieder zu spät erscheinen zu sehen erwartete. Noderich Northmann saß in der einen Ecke des Salons neben der Frau vom Hause, die mit der Frau Doktor Schummerich auf einem kleinen Sopha Platz genommen hatte. Die übrigen Herrschaften hatten sich mehr nach dieser Ecke des Salons hingezogen und es sich, in Erwartung der Erzählung, in den Fauteuils möglichst bequem gemacht. Nur die jungen Damen hielten sich etwas zurück, und ein Pärchen, das in einer der Fensternischen stand, saß fort, sich dort in ganz leisem Flüsterton zu unterhalten.

„Hier in Dresden lebt eine Frau,“ fing Northmann jetzt an, „unter ganz unauffälligem Namen in einer kleinen Dachwohnung der Wilsdruffer Vorstadt. Sie ernährt mit Handarbeiten und durch Bugmachen, wozu sie ein besonderes Geschick haben soll, drei Kinder unter Entbehrung und Sorge. Diese Frau stammt aus altem, sehr reichem Hause. Sie ist von ihrem Manne geschieden. Ich kenne seinen Namen nicht und ich habe meinem Gewährsmann das Wort geben müssen, mich nicht darnach zu erkundigen. Sie selbst spricht ihn nie aus. Sie hat blutjung gegen den Willen ihrer Familie den ebenfalls noch ziemlich jungen Offizier geheiratet. Der Herr hat, sobald sie mündig geworden war — sie war Witwe — ihr Vermögen vergedet. Die Frau hat Unsummen immer und immer wieder ohne Bestimmen hergegeben bis zum letzten Pfennig, unter heißen Thränen oft, aber immer ohne Zögern, weil sie den Herrn liebte, trotzdem er ein Thunichtgut und ein wilder Spieler war. Sie hat Alles mit ihm ertragen. Sie hat wiederholt mit ihm an dem Abgrund gestanden, in dem nicht nur Armuth, sondern durch seine Schuld Schimpf und Schande war. Nichts hat ihren Schritt an seiner Seite wanken gemacht. Da mußte sie eines Tages entdecken, daß er ein ganz gewöhnlicher Lump, ein Dalkunke war.“

Frau von Bärensprung folgte sehr gespannt Northmann's Erzählung. Ihre Nachbarin, Frau Doktor Schummerich, begann hin und her zu rücken. Der junge Rechtsanwalt Doktor Schratz, der Sozjus Doktor Schummerich's, den er zu seiner Entlastung in die Anwaltsfirma aufgenommen hatte, hatte auch schon einige Male von seinem Plaze aus aufgesehen und sich dann leise erhoben. Er stand jetzt fast neben dem Erzähler, an den Pfosten einer geschlossenen Thür gelehnt.

„Als er eines Tages wieder vor dem völligen Ruin stand,“ fuhr Northmann fort, „hat ihm ein guter Freund, der die Verhältnisse genau kannte, einen vorzüglichen Rath gegeben. Er hat ihn nämlich darauf aufmerksam gemacht, daß eine Frau, deren Geld doch bis auf den letzten Pfennig verbraucht sei, für einen Mann in seinen Verhältnissen sehr unnützlich und eigentlich ein sträflicher Luxus wäre.“

Während der letzten Worte Northmann's hörte man im Nebenzimmer Stimmen, und gleich darauf öffnete sich die Thür zum Salon, in der der Herr vom Hause und Doktor Schummerich erschienen.

Der Mittmeister begriff sofort die Situation, winkte Northmann zu, sich ja nicht stören zu lassen, zog leise die Thür hinter sich zu, und die beiden Herren blieben im Eingang stehen. Northmann hatte mit leisem Kopfnicken geantwortet und fuhr ruhig — nur etwas rascher, um schnell zu Ende zu kommen — fort: „Der gute Freund hat die Sache auch finanziert gegen das blühdige Versprechen, daß seine Rathschläge befolgt würden. Die gesellschaftliche Mache ist nicht schwierig: schon als er noch verheirathet war, wurde er an die für ihn ausgesuchte Dame herangebracht. Er spielte die Rolle des Unglücklichen, der für sein Glück nicht zu kämpfen wagt, weil er gebunden ist. Inzwischen galt es, die Frau, deren Geld er vergeudet, die er in Kummer und Elend gestürzt hatte und die die Mutter seiner Kinder war, los zu werden, auf anständige Weise selbstverständlich, auf eine gesellschaftlich korrekte Art. Nach eingehender Berathung sind die Herren zu dem Entschluß gekommen, gleich mit dem scheußlichsten Mittel zu beginnen. Der Salon seiner Frau war damals schon fast verödet. Nur ein Jugendfreund von ihr, ein entfernter Better, suchte sie noch auf, und er kam eher häufiger, je schlechter es ihr ging. Auch er war der Träger eines guten, alten Namens. Sein Vater war ein höherer Beamter gewesen, der aber nur sein Gehalt gehabt hatte. Als er früh gestorben war, hatten die Reste seines Vermögens gerade hingereicht, daß der Junge seine Studien beenden konnte. Von Kindesbeinen an hatten sie viel miteinander verkehrt. Sie hatten sich immer Du genannt.“

Der Gatte begünstigte jetzt diesen Verkehr, so viel er nur irgend konnte, schuf Gelegenheiten zu völlig ungestörtem Beieinandersein in seinem eigenen Hause, wo immer es nur möglich war. Raffinirt machte er den Galateo.“

Die Gesellschaft wurde immer betretener. Das war doch keine Geschichte, die man in einem Salon erzählen darf. So was schreibt man allenfalls, damit Kenner und Kennerinnen des Lebens die Realistik der Darstellung im stillen Kämmerlein bewundern. Frau Doktor Schummerich zeigte schon deutlich Enttäuschung in ihren Mienen, die Anderen wußten nicht recht, ob sie empört oder nur verlegen sein sollten, die jüngeren Damen rückten näher heran, und die Herren lächelten eigenthümlich.

Northmann merkte nichts: der Gegenstand hatte ihn gepackt: er war eben Künstler, wollte die Menschen, von denen er erzählte, gestalten und hatte darüber seine Umgebung schon ganz vergessen. Die Augen auf einen Punkt in weiter Ferne gerichtet, fuhr er in immer lebhafter werdendem Flusse fort: „Und als die Herren frohlockend zu bemerken glaubten, daß die Sache den natürlichen Weg gegangen wäre, stellten sie den Beiden eine Falle, in der Hoffnung, sie in flagranti zu überraschen. In der Nacht, als der Mann, plötzlich zurückkehrend, die ganze Wohnung mit zwei Zeugen vergeblich durchsuchte, hat die Frau erkannt, welchem Elenden sie angehört hatte. Aber die Niedtracht siegt immer. Die Weibermänner erreichten dennoch ihren Zweck. Der im innersten Nerv' beleidigten Frau war der Gedanke unersäglich, mit diesem Kerl länger zu leben. Die Erinnerung, ihm angehört zu haben, drückte sie wie eine schwere Schmach, sein Name schien ihr wie ein Brandmal. Sie verlangte ihrerseits die Scheidung. Der Freund ihres Mannes ist ein sehr geschickter Jurist. Er verstand es ausgezeichnet, die Sache so zu leiten, daß nach außen der Anschein erweckt wurde, daß eine, in der Gesellschaft ja häufig vorkommende, durchaus korrekte Scheidung wegen unüberwindlicher Abneigung vorläge. Der Gatte

reiste für einige Wochen in's Ausland. Sie klagte auf Scheidung der Ehe wegen böswilliger Verlassung. Alles war so eingerichtet, daß dieser Scheidungsgrund ganz formgerecht, schlank unter Beweis gebracht werden konnte. Das Gericht glaubte wieder einmal vor einem Fall zu stehen, wo die Parteien ganz einig darüber sind, daß sie sich trennen wollen und über den juristischen Gang und die Formalitäten sich vorher verständigt haben. Die Ehe wurde denn auch getrennt, die Schuld des Mannes im Urtheil festgestellt und der Frau die Kinder zugesprochen, so daß auf ihr nicht der mindeste Makel ruhte. Aber auch auf ihm lag kein Makel. Man glaubte eben eine ganz konstruirte Sache auf Grund eines freundschaftlichen Uebereinkommens zu sehen. Es ist fast garnicht darüber gesprochen worden.“

„Das ist sehr interessant,“ hörte man jetzt die Frau vom Hause sagen. Der Ton fiel Northmann denn doch auf. Große Augen, in denen ein unheimlicher Schreck lag, sahen ihn aus blassem Gesichte an. Er unterbrach sich jäh.

„Aber eine Frage,“ fuhr Frau von Bärensprung fort, „den Namen des Herrn kennen Sie ja nicht, aber können Sie uns nicht sagen, unter welchem Namen die Frau jetzt hier lebt?“

Northmann sah sich um, er sah in verlegener Gesicht und er sah am Eingang das wuthverzerrte Gesicht des Hausherrn, neben ihm das angsterfüllte Gesicht des Doktor Schummerich's, der deutlich einen unheilvollen Skandal, den Ruin seiner Stellung und Praxis fürchtete. Er begriff: er redete hier, nichts ahnend, im Hause des Gehängten vom Strick. Blitzschnell gingen die Gedanken ihm durch den Kopf. Natürlich, das war ja die reiche Ausländerin. Das war ja der frühere Offizier und der jegige einflußreiche Mann. Daß er an diese Möglichkeit nicht gedacht hatte! Das konnte ja fast aussehen, als ob er absichtlich... Er faßte sich und antwortete der Wirthin: „Unmöglich, meine Gnädige. Das würde ich doch für eine grobe Indiscretion halten, und es wäre sicher gegen den Willen der unglücklichen Frau. Ich erzähle doch die ganze Geschichte nur als Beispiel zur Theorie, Gnädigste, daß auch die Frau, die ihrer Liebe Alles geopfert hat, selbst, wenn sie sieht, daß sie elend betrogen worden ist, nicht nothwendigerweise auf den Gedanken der Rache verfallen muß.“

Northmann hörte, wie drüben an der Thür der Herr Mittmeister a. D. von Bärensprung-Plant leise, aber eifrig, mit Doktor Schummerich sprach, der ihn, wie es schien, zurückhalten bemüht war.

Die Frau vom Hause hatte mit flüchtigem Blick die Gesichter ihrer Gäste gestreift: sie sah, daß die guten Freundinnen genau wußten, hier werde ihre, der Wirthin, Geschichte erzählt. Das war ja ein ganz infamer Klatsch, der da umging hinter ihrem Rücken. Gereizt erhob sie sich und sagte zu Northmann: „Nun, ich kenne den Namen, verehrter Freund, und kenne die Geschichte auch, aber besser als Sie. Jene Frau schweigt und hält sich in bescheidener Zurückhaltung, weil an der Affaire garnichts Romantisches ist, wie man Ihnen weiß gemacht hat. Ihr Mann hat sehr edelmüthig an ihr gehandelt, aus Rücksicht auf seinen und ihren Namen die mildeste Form der Scheidung gewählt. Aber daß sie auf die Bedingung eingegangen ist, weder seinen noch ihren früheren Mädchennamen in der Oeffentlichkeit zu führen, beweist doch ihre Schuld, und daß sie sich ruhig verhält und jede Belästigung ihres früheren Mannes vermeidet, liegt nicht etwa in ihrer erhabenen Verachtung, zu der sie durchaus keine Veranlassung hat, sondern daran, daß ihr eine sehr anständige Rente ausbezahlt wird, die wegfallen würde, wenn sie sich irgendwie unnütz machte, diese — Rosa Kemptner.“

Der Name wirkte auf die Herren und auch auf Northmann geradezu verblüffend. Rosa Kemptner! Eine sehr bekannte Halbweltbame großen Stils, früher Operettendiva in einem Berliner Vorstadtheater, jetzt die sehr kostspielige Liebe reicher Lebemänner, was hatte die damit zu thun?

„Aber gnädige Frau irren sich bestimmt,“ sagte er, „es handelt sich hier nicht um Rosa Kemptner.“

„Im Gegentheil, Verehrtester, Sie irren sich bestimmt. Es ist ja augenscheinlich unsere Geschichte,

die Sie uns hier erzählen — ohne es zu ahnen, selbstverständlich. Aber ich sehe nicht ein, weshalb ich nicht darüber sprechen soll," wandte sie sich erregt seitwärts zu Frau Doktor Schummerich, die sie zurückhalten suchte, "es ist nöthig, lieber Freund, sagen Sie nur Ihrem Gewährsmann: unter dem Namen Rosa Kemptner verberge sich die geschiedene Frau meines Mannes, der ich, ich selbst, — wie ich jetzt fast befürchte, sehr thörichter Weise — durch meinen Anwalt, Doktor Schummerich, monatlich fünfhundert Mark auszahlen lasse. Ich verpflichte Sie dazu, den Klatsch da richtig zu stellen, wo Sie ihn gehört haben."

Northmann erhob sich. Was für ein unentwerrbarer Knäuel. Wie konnte das Alles zusammenhängen. Er sah, wie der Herr des Hauses von der Thür auf ihn zuschritt und fühlte die Hand Doktor Schratte's auf seinem Arm. Er reckte sich auf und antwortete, seinerseits gereizt durch den Mattenkönig von Lug und Trug, vor dem er stand:

"Ich bedauere, nicht dienen zu können, gnädigste Frau, denn ich weiß zu genau, daß Rosa Kemptner nicht mit Ihrem Herrn Gemahl, daß sie überhaupt niemals verheirathet war, höchstens auf Vorstadt-bühnen mit Menelaus dem Guten . . . Gnädigste

Frau," fuhr er dann rasch fort, als er die Wirkung seiner Worte sah, "es thut mir wahrhaftig fürchtbar leid, daß ich die unschuldige Veranlassung . . ."

"Das glaubt Ihnen der Teufel, Herr," schauzte ihn in diesem Augenblick der Rittmeister an, "Sie sind ein heimtückischer Stänker, ein infamer Hallunke."

Northmann sah ruhig in das erhitze, rothe Gesicht, von dem die Mäste gesellschaftlicher Erziehung vollständig gefallen war. "Ich werde mich erkundigen, ob Sie noch satisfaktionsfähig sind," erwiderte er kalt.

Doktor Schratte, Doktor Schummerich und einige andere Herren fielen dem Rittmeister in die Arme und hielten ihn zurück, als er sich jetzt auf Northmann stürzen wollte, der ruhig, mit einer Verbeugung gegen die Gesellschaft an der ohnmächtig zusammengebrochenen Frau vom Hause vorüber hinausschritt.

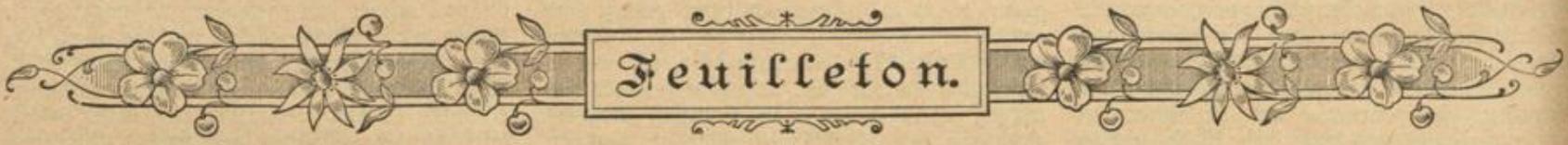
Der Zweikampf fand statt. Die Satisfaktionsfähigkeit ließ sich dem Rittmeister a. D. von Värensprung-Plant in keiner Weise bestreiten. Er war von seiner Frau geschieden. Das ist an sich nichts Unehrenschaftes. Er hatte eine Rente, die seine Frau, seine jetzige Frau, seiner früheren ansahen wollte, seiner Maitresse zugewandt. Das war ja nicht schön. Aber schließlich: die geschiedene Frau hatte nun einmal

nichts annehmen wollen. Er war der Ruhe seiner Frau diesen frommen Betrug schuldig gewesen. Eine Abfindung für frühere Verpflichtungen sollte es doch sein. Warum sollte er sie nicht da verwenden, wo man eine solche Abfindung von ihm verlangte. Es sollten noch jetzt Beziehungen zwischen Rosa und dem Rittmeister bestehen. Nun ja, aber was hat das mit der Ehre zu thun?

Der Zweikampf fand statt. Der Ausgang eines Duells ist unsicher wie der eines Prozesses und die Gerechtigkeit ist fast ebenso selten in Pistolenschlägen wie in Gerichtsurtheilen. Der Rittmeister erhielt einen leichten Streifschuß an der rechten Schläfe und Noderich Northmann eine Kugel durch die Lungen. Er hat monatelang im Krankenhaus gelegen und lebt jetzt im Süden zur Schonung seiner sehr angegriffenen Gesundheit. In Dresden wäre er übrigens sowieso unmöglich gewesen. Der von ihm provozirte Skandal hatte alle Welt gegen ihn aufgebracht.

Die Stellung des Herrn von Värensprung-Plant ist durch diese Sache sehr befestigt worden: sie bewies doch, daß eigentlich nichts gegen ihn vorlag, und bewies auch, daß er nicht mit sich spaßen ließ.

Ob das Glück seiner Ehe gelitten hat, läßt sich von Außen schwer beurtheilen. —



Feuilleton.

Blindenklage.*

Wenn ich dich frage, dem das Leben blüht:
 Sag' mir, sage, wie das Wohnfeld glüht!
 Das rothe Wohnfeld, wie es jauchzt und lacht:
 Tobt ist mein Pfad und ewig meine Nacht.
 Wohl manch' ein Unglück schlägt den Menschen
 schwer,
 Wer so viel trägt, kennt keinen Jammer mehr.
 Die sonnenhellen Fluren wankt er blind
 Und tappt nach Spuren, die verschüttet sind.
 Ich träume Sonnen, strecke weit die Hand,
 Ich möchte greifen durch die dunkle Wand,
 Ich möchte fassen durch der Schatten Schicht
 In rothen Wahn und strahlendgold'nes Licht . . .
 Aus alten Zeiten zuckt ein Schimmer nach,
 Im todten Auge blieb die Sehnsucht wach,
 Und wissend von der Herrlichkeit des Lichts,
 So ganz enterbt geh' ich durch Nacht und Nichts.
 Ob Freud', ob Leid begegnet meinen Wegen,
 Tobt ist mein Fluch und tobt ist auch mein Segen.

Karl Dendell.

Der röthliche Schimmer des Mondes bei seiner Verfinsternung. Eine Mondfinsterniß tritt bekanntlich dann ein, wenn der Mond, als Vollmond der Sonne gegenüberstehend, in den Schatten eintritt, den die Erdkugel hinter sich wirft. Da die Sonne kein leuchtender Punkt ist, sondern eine leuchtende Kugel, die die Erde viel tausend mal an Größe übertrifft, so ist der Erdschatten nicht scharf begrenzt, sondern der eigentlich ganz dunkle Kernschatten ist von einem breiten Halbschatten umgeben, der an Dunkelheit nach außen hin abnimmt. Wenn daher der Mond in den Erdschatten einzutreten beginnt, erscheint sein verfinstertes Theil nicht schwarz, sondern in einem gleichmäßigen Grau, in welchem alle Einzelheiten der Oberfläche verschwinden. Wenn er sich nun mehr und mehr in den Schatten einsetzt, so sollte man erwarten, daß er bei totaler Verfinsternung, wenn der tiefe Kernschatten sich über ihm lagert, absolut schwarz werden müßte; statt dessen schimmert er aber in einem zarten, rosigen Licht, in welchem die Einzelheiten auf seiner Oberfläche wieder mit einiger Deutlichkeit hervortreten.

Bisweilen ist diese rothe Färbung des verfinsterten Mondes nur schwach, bisweilen jedoch ziemlich stark; bei der letzten totalen Mondfinsterniß vom 27. Dezember 1898,

* Aus „Gebirge“. Zürich und Leipzig. Karl Dendell & Co.

die fast überall in Norddeutschland bei klarem Himmel sehr schön zu beobachten war, zeigte sich mehr als drei Viertel der Mondscheibe in zartem rosigen Licht, während nur ein kleiner Theil am westlichen Rande der Scheibe fast schwarz erschien.

Der Grund dieser eigenthümlichen Färbung ist wahrscheinlich in der irdischen Atmosphäre zu suchen. Die Sonnenstrahlen, welche unsere luftige Hülle treffen, werden an den Dunst- und Staubtheilchen in ihr nach allen Seiten hin zerstreut und erhellen sie weithin, so daß wir nach Sonnenuntergang und vor Sonnenaufgang das sogenannte Dämmerlicht haben. Bei ganz geringer Bewölkung erscheint dann der Himmel im zartesten Roth, der allbekanntesten Abend- und Morgenröthe, dem letzten Gruße der scheidenden und dem Vorbote der nahenden Sonne. Das zerstreute röthliche Licht, dessen Stärke aber wesentlich von dem Dunstgehalt der Luft abhängt, wird jedenfalls auch ziemlich weit in den Erdschatten hinein geworfen, so daß dieser an seinen Grenzen weithin in röthlichem Lichte glänzen muß. Wenn daher die Mondscheibe in den Kernschatten eintritt, so lagert sich dieses röthliche Licht über sie und giebt der kalten, starren Natur, in der alles Organische längst erstorben ist, durch die zarten und verschiedenen abgefeinigten Farbtöne für wenige Stunden den Schein des Lebens. Die Luft, das erste Erforderniß des Lebens, sendet so dem lustlosen, todtten Monde gewissermaßen einen Gruß zu. —

Kampher. Kein Baum in Japan erreicht so ungeheure Dimensionen, wie der Kampherbaum; in den noch in einzelnen Theilen von Kiuhsiu und Schikoku vorhandenen Wäldern, sowie in Tempelhainen, findet man häufig Bäume von 10 bis 15 m Umfang. Der Reisende Ernst v. Hesse-Wartegg widmet diesem Baum in seinem Werke „China und Japan" (Leipzig, J. F. Weber) ein besonderes Kapitel, dem wir das Folgende entnehmen: Die Japaner unterscheiden zwei Arten von Kampherbäumen, rothe und blaue, je nach der Färbung der jungen Blättchen, die erst, wenn sie ausgewachsen sind, die grüne Farbe annehmen. Die rothen Bäume sollen größeren Ertrag liefern. Am kampherreichsten sind die Wurzeln und der Stamm; am wenigsten enthalten die dünnen Zweige und die Blätter. Früher fällten die Japaner daher nur Bäume, die ein Alter von über achtzig Jahren erreicht hatten, und verbrauchten auch an diesen nur Stamm und Wurzeln. Seit dem gesteigerten Bedarf und der allmählichen Ausrottung der Kampherwälder verwerthet man auch die kleineren Zweige und Blätter. Nur bei mehrere hundert Jahre alten Bäumen kommt das Ausschneiden von Kampher vor; bei diesen zeigt sich die Rinde mit einer salzarigen, weißen Kampherkruste bedeckt.

Die Kampherbereitung wird in der unmittelbaren Nähe von Flüssen oder Bergbächen vorgenommen. Der dafür erforderliche Apparat steht unter freiem Himmel: ein eiserner Kessel von etwa 1 m Durchmesser und 1/2 m Tiefe, der zum Kochen des Wassers dient und dazu in einen aus Lehm hergestellten Herd eingelassen ist; auf dem Kessel ruht ein vielsch durchlochtes Deckel, und über diesen ist ein etwa 1 m hohes, bodenloses Faß gefüllt, dessen obere Oeffnung etwas kleiner ist als die untere. Faß und Kessel werden durch eine Lehmschicht mit einander fest verbunden. Das Faß wird vollständig mit

kleinen, etwa 5 cm langen und 1 cm dicken Spähnen von Kampherholz gefüllt, zu deren Gewinnung sich der Japaner ein paar Meile von dem nächsten ihm gehörigen Baume schlägt; dann wird das Faß geschlossen, der obere Deckel mit Lehm hermetisch verschmiert und durch ein Bambusrohr aus einem darüber befindlichen Behälter Wasser zugeführt, das, durch die Spähne sickernd, den Eisenkessel füllt. Nun wird unter dem letzteren das Feuer entzündet. Allmählig wird das Wasser zum Kochen gebracht, der Dampf durchzieht die Kampher-spähne, nimmt den Kamphergehalt in flüssiger Form in sich auf und zieht durch ein Bambusrohr nach einem 2 bis 2 1/2 m entfernten Kühlapparat. Dieser letztere besteht aus zwei übereinander befindlichen Trögen, von denen der untere überdies noch in einem zweiten, größeren Trog steht und in seinem Inneren fünf bis zehn Querstäbe enthält. In diesen letzteren werden die Kampherdämpfe geleitet. Dort verdichten sie sich durch die Abkühlung mittelst Wassers, und der Kampher setzt sich an den Innenwänden und Querstäben an.

Die Feuerung wird die Nacht über und den ganzen folgenden Tag unterhalten, während dessen der Arbeiter die Zeit zum Spalten neuer Spähne benützt; er kann davon etwa 125 kg in einem Tage schneiden. Am Abend wird der Deckel des Retortenfaßes losgelöst, die ausgedämpften alten Spähne werden durch frische ersetzt, und der Prozeß beginnt von Neuem. Die Spähne bleiben also durchschnittlich 24 Stunden dem Ausdämpfen unterworfen. Den gewonnenen Kampher trägt man von den Innenwänden und Stäben des Kühlers ab, läßt ihn zur oberflächlichen Reinigung durch ein Sieb tropfen und verpackt ihn schließlich in Kübel mit doppelten und wohlverwahrten Deckeln. So kommt er zur Ausfuhr. Natürlich geht bei dieser primitiven Art der Destillation ungemein viel Kampher verloren; von 100 kg Kampherholz ist der Ertrag nur etwas über 1 kg. Der rothe Kampher enthält durchschnittlich 10 bis 15 Prozent Del, das aber auch wieder zur Hälfte aus Kampher besteht; dieser wird aus dem Del durch einen einfachen Sättelungsprozeß gewonnen.

Der rothe Kampher wird nach Amerika und Europa exportirt, und erst dort für den Gebrauch raffinirt. Seit 1892 sind aber die Japaner selbst zur Kenntniß des Raffinerie-Verfahrens gekommen, und es entstand in Kobe die große Sumitomo-Raffinerie. In Japan macht sich jetzt schon eine Bewegung bemerkbar, um die Ausfuhr von rohem Kampher nach Europa und Amerika gänzlich zu verbieten, damit die japanische Industrie sich beleben. Der europäischen Kampherindustrie wäre damit ein Ende gemacht. Nur auf den japanischen Inseln und auf Formosa giebt es bis jetzt Kampherbäume in größeren Mengen. Da Formosa auch in japanischen Besitz gekommen ist, so besitzen die Japaner auf Jahre hinaus bis auch an anderen Orten Plantagen von Kampherbäumen entstehen, das Kamphermonopol. —

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt" bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 13, Beuthstraße 2, zu richten.